Geschäft mit Schwiebus

Eine heitere Geschichte von Herbert Kunze

Georg setzte sich mit einem Schwung ans Steuer und winkte gönnerhaft zu Edith hin: „Kind, steig ein!“ Edith puderte ihr entzückendes Näschen zum vierten Male, trat mit ihren kleinen Schuhen prüfend an die Pneus, betrachtete geringschätzig die etwas mitgenommene Karosserie und sagte: „Nee! Mit der Kiste fahre ich nicht!“ Gleich darauf war sie verschwunden.

Georg sah ihr grimmig nach und blieb mit dem Hosenbein am Schalthebel hängen, als er aussteigen wollte. Der Riß ging bis zum Knie, und der Anzug war noch nicht bezahlt. Georgs Stimmung wurde nicht besser, als er in seiner Junggesellenwohnung nur eine Stopfnadel und keinen Zwirn entdecken konnte. „Kiste!“ hatte Edith gesagt. Natürlich war sie im Recht. Wenn Edith autofahren will, muß man eben einen eleganten Wagen haben. Was war zu tun? Für 2000 bis 3000 Mark konnte man schon ein reizendes Kabriolett erstehen. Aber woher nehmen und nicht stehlen — —?

Draußen klingelte es. Georg öffnete. Ein kleiner, dicker Herr mit flinken Augen überreichte ihm den Anlasserschlüssel: „Sie sind leichtsinnig, junger Mann. Lassen einfach den Schlüssel am Wagen stecken — da kann ihn ja jeder klauen!“

„Soll er geklaut werden!“ brummte Georg und betrachtete interessiert die schottische Krawatte, die der Fremde trug.

„Gewiß haben Sie Ihr Auto hoch versichert . . .“

„Versichert? — Nicht für eine Mark!“

„Sehr bedauerlich!“ meinte der Dicke und trat kurzentschlossen ein. „Schwiebus!“ stellte er sich vor. „Ich vertrete die Versicherungsgesellschaft ‚Energie‘ und möchte Ihnen eine kulante Offerte machen.“

„Kommt ja gar nicht in Frage. Die Kiste ist keine hundert Mark mehr wert.“

„Sagen Sie das nicht!“ meinte Schwiebus und biß die Spitze einer dicken Zigarre ab.

Georg wurde stutzig. „Wie meinen Sie das?“

„Nun, nehmen wir an, Sie versichern heute Ihren Wagen mit zwei bis drei Mille bei uns, morgen wird er Ihnen gestohlen, übermorgen haben Sie die volle Schadenssumme, und Sie können sich sofort ein neues Auto kaufen!“

Georg überfiel es heiß und kalt. Er dachte an Edith, er dachte und dachte und hatte plötzlich eine Idee. Eine Idee, die ihn fast rasend machte. Schwiebus hatte unterdes seine Aktenmappe ausgepackt, umständlich ein Formular ausgefüllt und hielt Georg den Füllhalter hin: „Unterschreiben Sie! Es kann Ihr Glück sein.“

Als der Agent gegangen war — nicht ohne vorher die erste Prämie von 60 Mark zu kassieren —, legte sich Georg seinen Plan zurecht.

Gegen acht Uhr abends verließ er seine Wohnung. Dem Portier Klaffke, der vor dem Haustor stand, schenkte er eine Zigarre und fragte ihn so beiläufig nach der Zeit, obgleich er haargenau wußte, wieviel Uhr es war. Und als er dann an der Ecke den Autobus 19 bestieg, um angeblich einer Filmpremiere im „Titania-Palast“ beizuwohnen, stand es für ihn fest, daß sein Alibi einwandfrei sei. An der nächsten Haltestelle verließ Georg den Autobus und kehrte auf Umwegen zu seinem Hause zurück. Ein Hund bellte, als er über den Gartenzaun kletterte, und Georg sprang schnell hinter ein Gebüsch, um dort zu warten, bis der Köter sich beruhigt hatte. Das Garagenfenster ließ sich leicht eindrücken, da Georg Seife und wollene Lappen bei sich hatte. Im Innern der Garage machte er einige Unordnung, legte vorsichtig eine halbgeöffnete Oelkanne auf den Boden und dergleichen. Erst nach einiger Zeit merkte er, daß ihm das Oel durch die Strümpfe drang. Doch solche Kleinigkeiten durften ihn jetzt nicht stören. Es galt, den Wagen möglichst geräuschlos hinauszubugsieren. In der Knospestraße sollte ein Händler wohnen, der für „gefundene“ Autos ganz annehmbare Preise zahlte.

Gerade als sich Georg ans Steuer setzte, hörte er ein schwaches Geräusch, das seinen Atem stocken ließ. Vorsichtig wurde am Türschloß hantiert, leise geöffnet, ein Lichtschein fiel ins Innere, — und eine Gestalt trat ein.

Georg erstarrte. Nur langsam konnte er sich fassen, dann sprang er vorwärts, packte den anderen bei der Krawatte, und es begann ein heftiger, verbissener Kampf im Dunkeln. Kannen und Flaschen wurden umgestoßen, es regnete Rippenstöße und Kinnhaken wie im Boxring in der Hasenheide. Der Kerl schien dick zu sein, denn er schnaufte wie ein Walroß. Nach einem Schlag auf das Kinn wurde der Eindringling sichtlich müde und wehrte sich nur noch schwach. Georg richtete sich auf und beleuchtete ihn mit der Laterne. Das erste, was er sah, war eine schottische Krawatte, die allerdings nur noch in Fetzen vorhanden war. Dann schrie er auf: „Sie! Sie Gauner! Sie Betrüger!! Also deshalb haben Sie mich versichert?“

Der andere schien sich wenig aus den Beschimpfungen zu machen, er brachte seine beträchtlich mitgenommenen Kleider in Ordnung, drehte das Licht an und sah sich in der Garage prüfend um. Dann pfiff er einige Male heftig durch seine zwei Vorderzähne. „Soso“, sagte er mit saftiger Ironie, „sieh mal einer an! Läßt sich vormittags versichern, um in der Nacht sein eigenes Auto zu stehlen! Und die Gesellschaft soll dann berappen. Nicht wahr —?“

Georg fühlte jäh ein Zittern in den Knien. Ein Würgen kam in seiner Kehle hoch, und er stotterte hervor: „Wie meinen Sie das?“

„Nun, das ist doch ganz klar! Das kostet ein halbes Jahr, mein Lieber!“

Georg zuckte zusammen. „Aber wofür denn?“

„Wofür? Wollen Sie vielleicht behaupten, daß der einfache Weg in die Garage durch das Fenster ist? Bitte, behaupten Sie nicht etwa noch, daß Sie den Schlüssel vergessen haben! Dort hängt er nämlich am Anlasserschlüssel!“

Georg raffte sich zusammen, er versuchte die letzte Chance, die er hatte: „Vielleicht erklären Sie mir mal, wie Sie dazu kamen, hier einzudringen! Was wollten Sie eigentlich hier in der Nacht?“

„Aufpassen, lieber Herr! Das ist meine Pflicht der Gesellschaft gegenüber. Und nun bitte, kommen Sie mit, an der Straßenecke steht ein Schupo . . .“

Das gab Georg den Rest. Er sank in sich zusammen und sah betrübt auf seine öligen Hosen und Schuhe. Sollte alles vergeblich gewesen sein?

„Haben Sie Erbarmen, Herr Schwiebus!“ flehte er. „Es soll Ihr Schaden nicht sein.“

Der Rest seiner Rede ging im Hohngeheul des Agenten unter: „Haha! Bestechen wollen Sie mich? Was denken Sie von mir, junger Mann!“

„Daß Sie auch ein Herz haben. Und vielleicht auch Weib und Kind. Von einer Freundin gar nicht zu sprechen!“

Schwiebus ließ nachdenklich seine Unterlippe hängen. „Nun“, meinte er dann, „der Gedanke, daß Sie in Plötzensee sitzen werden, ist mir nicht gerade sympathisch, aber schließlich — —“

„Wieviel?“ warf Georg forsch ein.

„Zweihundert Mark!“

„O Himmel! Ich besitze noch sechsundsiebzig Mark und eine Zwölf-Pfennig-Marke!“

„Morgen werden Sie doch von der ‚Energie‘ dreitausend Emm erhalten!“

„Gewiß! Aber heute — —“

„Aber schön, geben Sie mir noch den Wagen, und ich werde still sein wie die Nacht!“ Dabei setzte sich der Fremde ans Steuer, trat auf den Gashebel und schaltete die Gänge. Georg stand wie gelähmt. Nachdem der Motor auf Touren gekommen und das Geld in der Tasche verstaut war, zog der Dicke eine Zigarre hervor, bat um Feuer und fragte: „Jetzt sagen Sie mir noch, wie die Firma heißt, an die Sie Ihre Kutsche verkaufen wollten — —“

„Emil Waldowsky, Knospestraße 7!“ stöhnte Georg, dann schlug ihm das Garagentor an den Kopf.

Am nächsten Tage meldete Georg den Schaden an. Er ging zum Autohaus und ließ sich die neuesten Modelle vorführen. Ein dottergelbes Kabriolett war nicht am Lager, dafür bekam er einen scharlachroten Roadster zu sehen, der sein Herz höher schlagen ließ. Schließlich verabschiedete er sich mit den Worten: „Ich werde morgen meine Braut selbst wählen lassen!“

Am nächsten Tage allerdings kam ein Brief der „Energie“, die ihm mit sachlichen, aber entschiedenen Worten mitteilte, daß bei ihr keine Police abgeschlossen worden sei und daß sie keinen Vertreter mit Namen Schwiebus in ihrem Register führe . . .

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 46 | 12. Juni 1935 | 9. Jahrgang

Im grünen Rock

Militär- und Gesellschaftsroman von PAUL HAIN

Urheberrechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

(14. Fortsetzung)

Sie steht am Schreibtisch. Die Knie zittern ihr doch ein wenig. Sie sieht die Photographien da stehen, das eine Bild ist wohl seine Mutter, ein gütiges, abgeklärtes Frauengesicht. Sie ist ihr einmal im Kurpark begegnet, als sie mit Hans spazieren ging. Dann allerlei Kriegsschulerinnerungen, Bilder von Fähnrichen und Leutnants aller Waffengattungen. Einige Bücher liegen herum. Reglements, Turnschriften, Bekleidungsordnung, lauter dienstliche Sachen. Aber dazwischen ein schmales Büchlein „Mörikes Gedichte“. Sie muß lächeln. Ja, das ist Hans von Götsch. Neben dem Beruf, der straffen Pflicht, ein Stück Traum, ein Stück stiller Menschensehnsucht.

Da hebt sie den Kopf.

Jetzt erst hört sie deutlich die Stimmen von nebenan. Frauenstimmen. Dann Götschs helle, klare Stimme, etwas erregt, etwas überlaut. Sie will nicht lauschen, aber die Stimmen sind nicht zu überhören.

Das Zittern in ihren Beinen läßt nach. Auch der rasende Herzschlag wird ruhiger.

Was sagt da eben Hans? Es ist, als trinke sie beinahe jedes Wort in sich hinein, das sie da hört.

„Der Anlaß zu dem Rencontre war ein ganz anderer. Sie haben den Wortwechsel wohl nicht verfolgen können, gnädiges Fräulein. Ich kann Ihnen nur verraten, daß da eine alte Gegnerschaft, allerdings wegen einer Dame, deren Name ja nichts —“

In einer wilden Welle strömt ihr das Blut zum Herzen zurück. ‚Hans! Lieber Hans!‘ denkt es in ihr.

Nun wieder die Frauenstimmen. Sie verabschieden sich wohl. Da geht die Schlafzimmertür auf. Die Damen betreten das Wohnzimmer. Sie hätten natürlich gut zum Korridor hinausgehen können, da sie ja wissen, daß hier jemand wartet. Aber gerade deshalb tun sie's wohl.

Die Lenel steht aufgerichtet am Fenster.

Rita Wüllner sieht zuerst zu ihr hinüber. Ihr Gesicht wird eisig, ihr Kopf bieat sich noch um einige Grade hochmütiger in den Nacken. Sie erkennt Lenel Berger sofort wieder. Und die weiß gleich: Rita Wüllner!

Die Frau Generaldirektor macht ein indigniertes Gesicht. Sie hat eine ältere Dame erwartet, eben die alte Baronin von Götsch. Und nun steht da ein junges Mädchen, von dem man unbedingt sagen muß, daß sie schön ist. Ohne Begleitung. Allein in der Wohnung eines jungen Leutnants. Empörend. Die Frau Generaldirektor hält in der Bewegung, mit der sie den Kopf grüßend neigen will, inne. Auch Rita Wüllner hat keine Antwort auf den leisen Gruß Lenels.

Aber sie spürt voll Zorn, wie sie selber erblaßt. Denn im gleichen Augenblick weiß sie auch mit aller Bestimmtheit, daß Götsch damals in der Kirche nicht sie, sondern jene dort gemeint hat, als er von unten heraufgrüßte. Und sie begreift gleichzeitig auch, welche Dame Götsch vorhin gemeint hat, und für wen er sich im Grunde genommen geschossen hat. Er hat also eine — Liebste.

Als sie zur andern Tür hinausgeht, lacht sie kurz auf, das jedenfalls kann sie doch nicht unterdrücken.

Frau Wüllner blickt auf der Treppe ihre Tochter groß und bedauernd an.

„Das hätte ich doch nicht gedacht.“

*

Aus dem Schlafzimmer kommt ein Ruf:

„Lenel!“

Vielleicht haben ihn die Damen noch draußen auf dem Flur gehört. Aber was macht das schon!

Und die Lenel rennt wie ein wildes Kind hinein.

„Hans! Hans!“

„Noch in Lebensgröße, Lenel, Mädel — du! Ja, wie kommst du denn darauf? Halt, nicht so dicht, ich habe nämlich —“

Ach lieber Gott, das ist heut' schon ein verrückter Tag. Was muß die Lenel bloß glauben? Nun hat sie doch die beiden Wüllnerdamen gesehen!

„Ich weiß, du hast die Grippe“, sprudelt Lenel heraus, „und mit fünfundvierzig ‚Graden‘ Fieber, und bist doch durchgekommen, und geschwitzt hast du mächtig, und —“

Und da stürzen ihr doch die Tränen aus den Augen, und sie fällt neben Götsch in die Knie und wirft beide Arme um ihn, um gleich darauf aber sehr vorsichtig über sein Gesicht zu streichen.

Sie sehen sich schweigend eine Weile an.

„Ich habe draußen alles gehört, du“, stammelt sie.

Er tastet mit der Hand über ihr Haar.

„Lieber, armer Hans. Was hab ich in diesen Tagen ausgestanden, als ich erfuhr, was geschehen war. “

„Du weißt —?“

„Vater hat's mir selber erzählt. Aber nicht so, wie es war.“

Wieder ist es still zwischen ihnen. Nur ihre Augen sprechen eine leise, innige, zärtliche Sprache miteinander. Aus der Küche tönt ein gedämpftes, lustiges Pfeifen. Da pfeift sich Wendolin Wimmer vergnügt eins vor sich hin und liebäugelt mit der Kognakflasche, die ja vorläufig nichts für kranke Leutnants ist, aber doch getrunken sein will. Denn dazu ist sie mal gekauft worden. Vorläufig wird ihn sein Leutnant ja nicht hereinrufen.

Und inzwischen berichtet Götsch, wie es wirklich gewesen ist. „Die Rita Wüllner wird das natürlich in ihrem Freundinnenkreis anders erzählt haben. Na, man kann nichts dagegen machen. Liebe, kleine Stadt, nicht wahr? Ich glaube aber, sie wird doch keinen Krankenbesuch mehr machen.“

Er schmunzelt vor sich hin.

„Das Krönchen in der Wäsche hat sie und ihre Mutter doch zu sehr gelockt gehabt.“

Lenel beugt sich vorsichtig über ihn.

„Ganz stille liegen, du.“

„Muckstill, Lenel.“

Zwei rote Lippen senken sich immer tiefer über ihn und betten sich sacht und zart auf seinen Mund.

„Die Medizin ist die richtige“, atmet er tief und froh.

„Bist du dem Eberstein begegnet?“ fragt er etwas später.

„Gestern sah ich ihn zum erstenmal wieder, seit er von mir eine Ohrfeige erhalten hat. Er trägt den Arm in der Binde.“

Es ist an Götsch, sich zu wundern.

„Ja, das hab' ich dir nicht sagen wollen, Hans“, gesteht sie „Ich fürchtete, daß du ihn zur Rede stellen würdest. Aber nun ist's auch so geschehen.“

Sie erzählt, wie zudringlich Eberstein gewesen ist. Ein Schatten läuft über Götschs Gesicht.

„Also war er sowieso reif“, stößt er hervor. „Aber vielleicht hätte ich beim dritten Schuß nicht danebengeknallt, hätte ich das vorher gewußt. Der Bursche rechnete damit. Na —“

Lenels Hand fährt ihm über die Stirn.

„Wieder froh sein, du.“

„Bin's schon. Ja, aber was ich sagen wollte —“

Er blickt nachdenklich ins Zimmer hinein. Das Lenel sitzt auf der Kante des Ruhebettes, den Arm fürsorglich um ihn gelegt. ‚Tag und Nacht kann ich so sitzen', denkt sie selig.

„Ich habe ja viel Zeit gehabt, über alles nachzudenken. Über deinen Vater, über die beiden Ebersteins. Ich habe vor Wochen im Kasino mal etwas gehört, was deinen Vater und den Oberförster betrifft, der ja früher auch aktiver Jägeroffizier war. Es muß da irgendeine alte Geschichte zwischen den beiden noch schweben, die nicht begraben wurde. Eine dunkle und sicher nicht saubere Angelegenheit. Die beiden können sich noch heute nicht ersehen, soviel ich weiß.“

„Ja, das stimmt“, wirft Lenel ein.

„Es muß ein furchtbarer Haß in den beiden glimmen. Und diesen Haß muß der wilde Ferdinand vom Vater geerbt haben. So wie er ja auch die Tollheit, den Jähzorn, alles Undisziplinierte von ihm übernommen hat. Er ist ganz von seinem Vater erzogen worden, das erklärt so manches. Der kannte keine Hemmungen. Kennt sie heute noch nicht.“

Er berichtet, wie er ihm einmal in der Nacht auf dem Marktplatz begegnet ist, betrunken mit seinem Jagdwagen davonrasend.

„Er kam mir vor, als steckte in ihm etwas von den bösen Geistern unsrer Berge da hinten weißt du?“

Die Lenel nickt. Hat sie nicht auch das gleiche Gefühl von dem jungen Eberstein gehabt?

„Man müßte hinter diese alten Dinge kommen, Lenel. Einen Zipfel von jener alten Geschichte hab' ich vielleicht schon in der Hand, aber ...“ Nein, das wird er dem Lenel nicht erzählen, was er damals erlauscht hat. Gerüchte, die auch die tote Mutter angehen.

„Dann, Lenel, würde man auch verstehen, warum dein Vater gegen unsere Verbindung ist. Dann könnte man dagegen an. Wenn er nicht vorher zur Vernunft kommt.“

Lenel schmiegt die Wange gegen ihn.

„Erst werd' du mal gesund, Lieber.“

Er hebt den Kopf.

„Hast recht. Aber paß mal auf, nun geht es mit Riesenschritten.“

Er sieht zum Fenster, wo der blaue Himmel hereinscheint und ein paar Giebelspitzen gerade noch hervorgucken.

„Aber darüber ist der Sommer bald vorbei, Lenel.“

Sie schüttelt leicht den Kopf und lacht ein kleines, beinahe mütterliches Lachen.

„Aber nicht unser Sommer, Hans. Den haben wir doch immer, immer in uns. Mit Sonne und Tannenduft und Vogelsingen und soviel schönen Hoffnungen.“

Er drückt ihre Hand fest.

„Da hast du wahrhaftig schon wieder recht, Lenel. Was bist du für ein kluges Mädchen! Dafür bekommst du ein Lob!“

Sie weiß, wo dieses Lob hinkommt und reicht ihm den Mund.

Wendolin Wimmer pfeift noch immer in der Küche wie ein Kanarienvogel.

Zwei Tage später tritt das Fräulein Rita Wüllner eine etwas verspätete Ferienreise an. Sie fährt nach Berlin zu einer Tante. Sie meint zu ihren Freundinnen, daß dieser letzte Skandal „um ihre Person“ ihr doch recht unangenehm geworden sei. Die Herren Leutnants seien hier wirklich sehr leichtsinnig. Was man in der Stadt schon alles klatsche, das sei nicht mehr mit anzuhören. Man habe hier doch zuweilen recht wenig Takt. Wenn sie noch länger hierbliebe, so würde man sie tatsächlich noch, ohne daß sie auch nur gefragt werde, mit einem kleinen Leutnant verloben. Na, und dafür danke sie denn bestens.

Die Freundinnen ziehen lange Gesichter.

Wenn sie nun besondere Augen gehabt hätten, so würden sie gesehen haben, wie die ganze kleine Stadt mit ihren spitzen Dächern, ihren schönen Türmen, ihrem tropfenden Marktbrunnen und auch mit ihrer Kaserne in eben diesem Augenblick eine tiefe, ironische Verbeugung vor der schönen Rita macht. —

Neuntes Kapitel.

Herr Berger sieht seine Tochter sehr erstaunt an, wie sie so straff und trotzig und kampfesmutig vor ihm steht. Sie ist ein ehrlicher Kerl, die Lenel, und nach einigen Tagen der Überlegung hat sie eben dem Vater erzählt, wie es in Wirklichkeit zu dem Zusammenstoß zwischen Götsch und Eberstein gekommen ist. Mag er auch darüber wütend werden, daß sie bei Hans gewesen ist, aber er soll wissen, was wieder einmal Klatsch und was Wahrheit ist.

„So, so. Also nicht wegen der Rita Wüllner. So, so — na —“

Er zwinkert ein bißchen mit den Augen.

„Also wegen des Briefes — hm —, dieses anonymen Wisches, den du sonderbarer Weise gefunden hattest — na ja. Sähe dem Ferdinand Eberstein schon ähnlich, daß er ihn geschrieben hat. Also deinetwillen die Schießerei.“

Er kehrt sich ab.

„Du solltest gerecht über Hans denken, Vater.“

Der dreht sich rasch um.

„Trotzdem wünsche ich nicht, Lenel, daß du noch einmal die Kühnheit hast, den Leutnant von Götsch zu besuchen. Verstanden?“

„Es war nötig, Vater. Jetzt ist es nicht mehr nötig.“

Er blickt an ihr vorbei.

„Ich glaube doch, ich werde dich wegschicken müssen.“

Lenel wirft trotzig den Kopf in den Nacken.

„Auch ein verschenktes Herz, Vater? Und wo willst du meine Gedanken hinschicken?“

„Schon gut. Geh nur. Es wird sich Rat finden.“

Lenel weiß, sie wird bleiben. Es ist dem Vater nur halber Ernst. Sie ist froh, daß auch er nun die Wahrheit weiß. —

(Fortsetzung folgt)

Der Löwe von Ligny

Geschichtliche Skizze von Kurt Kühns

Eine Juninacht des Jahres 1815... Die Oellampe auf dem runden Tisch brannte niedrig und warf ihren unsicheren Schein über die gebräunten Gesichter der beiden jungen Offiziere, die beim Schachspiel um den runden Tisch saßen. Sie waren von den Westpreußischen Dragonern, welche die Vorpostenkavallerie der bei Ligny im Aufmarsch begriffenen Blücherschen Armee bildeten. Jetzt bei Nacht stand die Infanterie in der vordersten Linie, und die Kavallerie wartete zusammengezogen in einem größeren Biwak.

Der Raum, den die Oellampe schwach erhellte, zeigte die übliche Ausstattung des belgischen ländlichen Gasthauses; nur die Kaminecke, in der die beiden Offiziere saßen, mit dem fein gemaserten Tisch und den geschnitzten Stühlen davor verriet einen feineren Geschmack.

„Schach der Königin, Herr Rittmeister!“ sagte Leutnant v. Bassewitz und schob seine Figuren auf dem Brett vor. Er lachte. „Wenn es sich um die Königin Ihres Herzens handelte, wären Sie jetzt in einer üblen Lage. Aber Herr Rittmeister lehnen ja eine Königin des Herzens stets ab oder — leugnen sie ab? Ich weiß nicht, was richtiger ist?“ Er lächelte verschmitzt und trank seinen Wein aus.

Auch Rittmeister v. Stülpe, ein Mann anfangs der Dreißig, mit scharf geschnittenen Zügen und Augen, aus denen ein rasches Temperament zu sprechen schien, lächelte und strich den kurz geschorenen Schnurrbart. „Sie, Kamerad Bassewitz, leugnen Ihre zahlreichen Lieben jedenfalls nicht!“ bemerkte er. „Es wundert mich nur, daß Sie Ihren Burschen nicht als Leporello ausgebildet haben, der Ihnen die Damen Ihres Herzens täglich wie ein Papagei vorbetet: Ach, in Spanien, ach in Spanien, ach in Spanien — — tausenddunddrei!“

Bassewitz lachte übermütig. „Wir waren ja noch gar nicht in Spanien, Herr Rittmeister!“ wandte er ein. „Also, wenn Herr Rittmeister gestatten“, er füllte die Gläser, „die Königin Ihres Herzens, die in der üblen Lage ist, daß ihr Schach geboten wird, soll leben!“

Stülpe lächelte. „Zum Wohl!“ versetzte er. Den Blick auf die Figuren auf dem Brett gerichtet, begann er, an seinen nächsten Zug zu denken, doch ein anderes Bild tauchte vor ihm auf, ein Mädchenkopf von lieblichster Frische, Meta v. Hohenstein! Er sah sie greifbar vor sich: eine feine, anmutige Erscheinung; kornblumblaue Augen blickten aus ihrem reizenden Gesicht, das kastanienbraune Locken umspielten. Auf der Veranda ihres Gutshauses war sie ihm bei seinem Besuch im vorigen Sommer entgegengetreten. Sie fütterte gerade die Tauben, die ihr auf Hand und Schulter saßen. Ihr Bild hatte den Rittmeister seitdem nicht mehr verlassen. Warum war er eigentlich damals nicht drauflos gegangen, wie er es vorm Feind gewohnt war? Sehen und siegen war da eins! Warum hatte er das nicht getan? Warum hatte er gezaudert und gezögert? Er war sich mit seinen dreißig Jahren zu alt für das kaum zwanzigjährige Mädchen vorgekommen. Lächerlich! Die milde Friedensluft damals hatte ihn wohl schon schlaff gemacht? Nun, ein Lächeln ging über seine Züge — es war ja noch Zeit!

Die Tür ging auf; ein junger Offizier trat ein, feldmarschmäßig, anscheinend eben von einem langen Ritt gekommen. Er war ein bildschöner Mensch mit heiteren und warmherzigen Augen. „Melde mich gehorsamst zur Stelle: Leutnant v. Jagow mit zwanzig Mann Ersatz aus der Heimat und dreißig Pferden.“

„Danke ergebenst!“ Der Rittmeister hatte sich bei der dienstlichen Meldung erhoben. „Nun setzen Sie sich zu uns, Herr Kamerad! — Bassewitz, ich pauke meine Königin ein andermal heraus —, und erzählen Sie uns von der Heimat.“

Und Jagow erzählte, wie die Kriegsnot schwer auf Deutschland drücke und wie man nur wünsche, daß der Kaiser Bonaparte endlich niedergerungen würde.

Der Rittmeister nickte. „Kennen Sie das Gut Friedrichshof bei Danzig?“ fragte er nach einer Pause.

„Gewiß!“ versetzte der junge Offizier. „Von dort stammt eine ganze Anzahl unserer Remonten.“

„Dann kennen Sie auch Fräulein v. Hohenstein?“ fragte Stülpe zögernd.

Ein sonniges Lächeln ging über die offenen Züge des jungen Leutnants. „Jawohl, Herr Rittmeister!“ versetzte er. „Sogar sehr gut. Ich habe mich, eh' ich jetzt zur Front ging, mit Fräulein v. Hohenstein verlobt.“

Rittmeister v. Stülpe richtete sich kerzengerade auf. Kein Zucken einer Miene verriet, was in ihm vorging. „Meinen Glückwunsch!“ sagte er kurz. „Herr Leutnant“, fuhr er fort, „ich bitte Sie, Ihre Leute und Pferde hier im Gasthof unterzubringen; beide sind das Biwakieren noch nicht gewöhnt. Wir gehen ins Biwak. Kommen Sie, Bassewitz!“

Stülpe und sein Schwadronsoffizier traten ins Freie. Eine schwüle, gluthwarme Luft schlug ihnen entgegen. Es war stockdunkel. Nur einige niederbrennende Lagerfeuer glommen durch die Nacht. Ein ununterbrochenes Scharren und Schnauben klang herüber. Das waren die Pferde des Dragonerregiments, die in langen Reihen gekoppelt standen.

„Gute Nacht, Herr Rittmeister!“ sagte Bassewitz.

„Gute Nacht!“ Stülpe stand unbeweglich und blickte zu dem sternbesäten Himmel auf. Meta die Braut eines andern! Es wollte ihm nicht eingehen — so fest hatte er sich in den Gedanken eingesponnen, sie müsse die Seine werden. Und dieser junge Fant, dem noch kein Wind um die Nase geweht, mußte es sein. Ja — machen denn Taten und Erleben einem Mädchen einen Mann liebenswert? Was ist Liebe? Ein Mottengespinst, das kommt geflogen, man weiß nicht woher, und klammert sich fest, irgendwo! Und manch einem fliegt nichts zu, an manch einen klammert sich nichts. Er hatte seinen Säbel und sein Pferd. Sie waren seine Liebe und sollten es bleiben.

Ein rascher Tritt: der Regimentsadjutant: „Eskadron Stülpe aufsitzen zur Erkundung, Richtung Charleroi!“

„Wachtmeister! Wachtmeister Boelke!“ Stülpes Stimme klang scharf und schneidig. Der Gerufene erschien. Stülpe erteilte seine Befehle kurz und bestimmt. „Und“, schloß er, „Leutnant v. Jagow mit dem Ersatz, der aus der Heimat gekommen, soll zur Bedeckung des Gepäcks zurückgelassen werden.“ — So! Stülpe atmete tief. Er sollte ihr erhalten bleiben, wenn sie ihn denn liebte. Sich kleinlich gegen den Mann zeigen, der ihn ohne Vorwissen so tief getroffen? Nein!

Eine Viertelstunde später trabte die Eskadron im Dämmern des anbrechenden Morgens gegen den Feind. Stülpe stellte den Uebergang der Napoleonischen Armee über die Sambre fest und ihre Anmarschlinie.

Ein furchtbarer Schlachttag folgte. Um Ligny tobte der Kampf. Gegen Abend sollte eine Kavallerieattacke Luft schaffen. Blücher an der Spitze, jagten die Westpreußischen Dragoner und die Sechsten Ulanen heran. An einem Hohlweg, vor der Front der Dragoner, stürzte Blücher! Im Fluge stoben die Eskadronen vorbei und übersprangen den Hohlweg, aber — — wurden von den französischen Kürassieren geworfen! Stülpe war auf der Höhe! Es gelang ihm, vor dem Hohlweg seine Eskadron zu sammeln, und er schloß einen eisernen Ring um den unter seinem Pferd liegenden Feldherrn. Er hieb um sich wie ein Rasender — sein Beispiel entflammte den Mut seiner Reiter. Die französischen Kürassiere prallten zurück an dieser lebendigen Schanze trotz ihrer Ueberzahl...

Als man, mit sinkender Nacht erst, den alten Blücher auffand und den Betäubten unter seinem toten Pferde hervorzog, lag Stülpe neben seinem Feldherrn, ein Lächeln um die bleichen Lippen, tot. Bassewitz drückte ihm die Augen zu und sagte im Abreiten: „Der Löwe des heutigen Tages. Der Löwe von Ligny!“ —

Bei Brassy aber auf der Höhe hielt Gneisenau. Er ordnete den Rückzug auf Wavre, der dann die Entscheidungsschlacht bei Waterloo und Belle-Alliance ermöglichte.